

volution? Zwar vertrage sich weibliche Identität offenbar wunderbar mit der *Nutzung* digitaler Medien, jedoch seien die Männer gerade dabei, ein Stück Technikgeschichte allein zu schreiben. Borchardts Appell an ihre Geschlechtsgenossinnen lautet: Wollt ihr »im Ernst ein Leben in einer Welt riskieren, deren Strukturen von technikverliebten Nerds geprägt sind?«

OLIVIER VOIROL

Digitales Selbst: Anerkennung und Entfremdung

Im Laufe des letzten Jahrzehnts hat das Internet schrittweise Einzug ins Alltagsleben der modernen Gesellschaft gehalten. Für die meisten Menschen ist das Internet ein unverzichtbares Werkzeug geworden – für die Arbeit, die Organisation des praktischen Lebens, die Unterhaltung, das Knüpfen freundschaftlicher und affektiver Beziehungen. In ihren digitalen »Bewegungen« kommen die Internetnutzer indirekt mit anderen Nutzern in Verbindung und auf verschiedenen digitalen Plattformen stellen sie sich jeweils auf eigene Art und Weise vor. Ihre Aktivitäten hinterlassen Spuren, die sich zu ihrer »digitalen Identität« verdichten. Es gibt sogar Internetseiten, die dem Nutzer eine systematische Erhebung dieser verschiedenen Daten erlauben und ihm eine »synoptische« Sicht seiner Internetnutzung anbieten. [...] Diese synoptische Sicht steht ihm ebenso offen wie allen anderen Internetnutzern; folglich bekommen sie eine Art »digitale Vorstellung« ihrer Person und ihrer digitalen Aktivitäten, welche dem Benutzer selber in gleichem Maße zugänglich ist wie unbekannten und »unsichtbaren« Instanzen. Mit der stetigen Zunahme digitaler Aktivitäten wird diese »digitale Identität« in digitalen Identifikations- und Authentifizierungsprozessen in Zukunft noch eine gesteigerte Bedeutung erlangen. Dieser Bedeutungszuwachs der digitalen »Projektion« des Selbst geht einher mit Veränderungen der Identitätsbildung, des Selbstbezugs der Person und ihrer Verhältnisse zu anderen.

[...]

Anerkennung

Die zentrale Rolle des Internets in den heutigen Gesellschaften trägt dazu bei, dass die technischen Interaktionen in wachsendem Maße zu einem Ort für identitätsstiftende Aktivitäten werden. Die sozialen Akteure formulieren Meinungen, die sie denjenigen der anderen Nutzer gegenüberstellen, sie produzieren verschiedene Beiträge, informieren sich über Nachrichten usw. Dadurch lernen sie, ihre eigenen Fähigkeiten und diejenigen anderer in diesem neuen Beziehungs- und Wechselwirkungsraum wahrzunehmen und wertzuschätzen. Die technischen Interaktionen werden so zunehmend ein Ort, an dem sich Verhältnisse wechselseitiger Wertschätzung entwickeln.

[...]

Während leicht zu sehen ist, worin dieser Akt der Anerkennung in gewöhnlichen, direkten Interaktionen besteht, so wird es komplexer, sich einen solchen Prozess im Rahmen der technisch vermittelten Interaktionen vorzustellen. Auf der ersten Ebene der Intersubjektivierung (im Verhältnis zum technischen Interface) vollzieht sich der Anerkennungsprozess dadurch, dass sich das Subjekt durch seine digitalen Beiträge bestätigt fühlt, was ihm eine positive Selbsteinschätzung erlaubt sowie die Gewissheit, seine Handlungsmöglichkeiten auf autonome Weise entwickeln zu können. Dies ist nicht selbstverständlich, weil sich jedes digitale Interface zu seinen Benutzern in gewisser Weise normativ verhält, sie mit einem spezifischen »Handlungsprogramm« adressiert. Dieses Handlungsprogramm ist normativ, weil es von Anfang an eine bestimmte moralische Handlung des Benutzers voraussetzt – es impliziert unter anderem die Fähigkeit, auf seine eigene egozentrische Perspektive zu verzichten –, die diesem mehr oder weniger Entfaltungschancen bietet. Auf der Seite des Benutzers setzt dies die Bereitschaft voraus, das digitale Interface interaktiv auf die eigenen Handlungen »einwirken« zu lassen – dazu muss er dieser Technik vorgängig einen Wert einräumen.

Auf der zweiten Ebene der Intersubjektivierung vollzieht sich ein Anerkennungsprozess, sofern die Subjekte in der Lage sind, sich sowohl positiv auf die Beiträge von anderen Nutzern zu beziehen und diese im digitalen Verhältnis als würdige Beitragende anzuerkennen als auch sich selbst rückwirkend als handelnde Subjekte in diesem Verhältnis anerkannt fühlen können. Auf der dritten Ebene der Intersubjektivierung kann man von Anerkennung sprechen, wenn es dem Subjekt gelingt, sich einerseits positiv auf die normativen Orientierungen und Handlungsprogramme eines auf digitalen Plattformen aufgebauten virtuellen Kollektivs zu beziehen und sich andererseits auf der Basis seiner digitalen Leistungen und Aktivitäten als wertvolles Mitglied dieses Kollektivs wertgeschätzt zu wissen.

Es ist allerdings keineswegs garantiert, dass die digitalen Interaktionen und Intersubjektivierungsprozesse auf solche mediatisierten Anerkennungsbeziehungen hinauslaufen. Sie können im Gegenteil auch verhindert werden – und zwar nicht nur [...] durch die technische Vermittlung selbst und das Verschwinden der Kopräsenz* [...]. Entscheidend ist vielmehr die Art und Weise, wie sich das normative Beziehungsmodell, das diese Vermittlung impliziert, auf die Form der digitalen Beziehungen auswirkt. Die digitalen Plattformen sind nicht nur technische Vermittler von Beziehungen, sondern sind auch von normativen Sozialitätsmodellen geprägt [...]. Diese Modelle bestimmen durch ihre Sozialitäts- und Intersubjektivierungsformen, wie die Interaktionen ablaufen. So verleitet etwa die spezifische Form, in der soziale Netzwerkseiten (zum Beispiel Facebook) einzelne Charakteristika der Teilnehmer besonders hervorheben, dazu, die Beziehung eher nach dem einen Muster als nach einem anderen zu knüpfen – je nachdem, ob mehr auf berufliche Aspekte, freundschaftliche Beziehungen oder auf künstlerische Aktivitäten verwiesen wird [...]. Ein Beispiel ist auch der Ausweis der exakten Zahl der Freunde oder Unterstützer eines Teilnehmers, wie er sich häufig auf sozialen Netzwerkseiten findet. Dies deutet unmittelbar auf die Wichtigkeit der Quantität der Freunde und Unterstützer hin

* ■ ■ (Anm. d. Hrsg.).

und betont somit die quantitative Dimension der Kontakte (»soziales Kapital«). Ähnliche Dimensionen findet man auf anderen Internetplattformen wie Online Dating-Seiten [...] oder Communities in denen die Nutzer Inhalte teilen [...].

Weitere Faktoren sind etwa die Kontrollmöglichkeiten über den Zugang zum eigenen digitalen Profil (das auf Facebook auch nur für »Freunde« und »Freunde der Freunde« einsehbar gemacht werden kann) oder die Macht, gewisse Benutzer vom eigenen Profil auszuschließen. Die Vielfalt der digitalen Plattformen und das breite Spektrum der normativen Sozialitätsmodelle machen es sehr unplausibel, das ganze Internet in einem einzigen Modell der Selbstpräsentation und der Beziehungen erfassen zu wollen. Es gilt im Gegenteil, das gesamte Register der digitalen Aktivitäten und die verschiedenen digitalen Plattformen zu berücksichtigen, die auf unterschiedliche Arten der Intersubjektivierung und auf verschiedene Beziehungsmodelle verweisen.

Entfremdung

Digitale Daten weisen eine Reihe von Besonderheiten auf. Die Aktivitäten auf digitalen Plattformen hinterlassen Spuren und Daten über die Nutzer (Alter, Geschlecht, Beruf usw.). Diese digitalen Spuren dokumentieren sehr persönlich und detailliert ihren Lebensprozess. Die Speicherung und die Akkumulation der Daten wird meist ohne Einwilligung der Betroffenen durchgeführt [...]. Sie werden in riesigen Datenbanken gespeichert, die es erlauben, detaillierte Profile zusammenzustellen, die für Marketing- und Online-Verkaufsstrategien genutzt werden. Eine andere Besonderheit besteht darin, dass viele der im Internet zurückgelassenen Spuren zu jedem Zeitpunkt nicht nur von Marketingagenturen, sondern auch von jedermann sonst abgefragt werden können – mittels Suchmaschinen und Softwareprodukten, die speziell für die Zusammenstellung digitaler Profile konzipiert sind. Die digitalen Daten werden hinter dem Rücken der Nutzer, die sie durch ihre Aktivitäten produzieren, auf unterschiedliche Weise verwendet.

Der Prozess der Intersubjektivierung des digitalen Selbst, der Anerkennungsverhältnisse auf der digitalen Ebene möglich macht, kann ebenso zum Gegenteil führen: zu einem Verlust des Selbst, des Anderen und des Kollektivs. Seit der Entstehung der Sozialphilosophie mit Rousseau, Hegel, Marx und anderen ist der passende Begriff für die Beschreibung und die Kritik dieses Verlustes der Begriff der Entfremdung. Denn das Subjekt wird in diesem Fall sich selbst fremd. Im Allgemeinen beschreibt der Entfremdungsbegriff das radikale Gegenteil der Identitätsbildung, da der Verlust gerade jene Dimension des Selbstbezugs betrifft, der für das Selbst konstitutiv ist. So zeigt Marx etwa, dass die Entfremdung der Arbeit im Kapitalismus deshalb so gewaltsam ist, weil sie den Menschen genau dasjenige raubt, was sie als Menschen ausmacht. Die Frage der Entfremdung stellt sich, wenn das Subjekt etwas verliert, was wesentlich zu seinem Subjektsein gehört. Man kann also den »pathologischen« Charakter der Entfremdung nur dann ausweisen, wenn man zeigen kann, dass das Subjekt auf einen grundlegenden »Teil von sich selbst« verzichten muss.

Wenn man versteht, wie die Intersubjektivierung des digitalen Selbst und des praktischen Selbst zusammenhängen, ist es möglich, die negativen Wirkungen der Entfremdung innerhalb der digitalen Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Der Begriff der Entfremdung beschreibt hier den Zerstörungsprozess der intersubjektiven Anerkennungsverhältnisse, die sich durch technologische Vermittlungen vollziehen. Die Intersubjektivierungspotentiale der digitalen Aktivitäten werden aufgelöst und damit auch die Möglichkeiten für die Nutzer, sich positiv und aktiv auf ihr digitales Selbst zu beziehen. Stattdessen ist das digitale Selbst zu einer feindliche[n] Instanz geworden, die im Hinblick auf das praktische Selbst negativ bestimmt ist. Diese neue Art der Entfremdung im digitalen Zeitalter bedarf einer systematischen Beschreibung, die ich hier nicht in Gänze unternehmen kann, von der ich aber ein paar Aspekte skizzieren möchte.

Verlust des Selbstbildes

Entfremdung lässt sich erstens als Verlust des Selbst beobachten. Selbstbezug impliziert, so haben wir gesehen, die Fähigkeit des praktischen Subjekts, ein Selbstbewusstsein im Verhältnis mit dem technischen Interface zu entwickeln. Das Subjekt ist in der Lage, dieses Verhältnis mitzugestalten, wenn seine digitale Vorstellung jenem Bild entspricht, das es selbst entwickelt. Unter dieser Bedingung vollzieht sich eine aktive, ausgewogene und gelingende Wechselwirkung zwischen dem praktischen und dem digitalen Selbst. Dagegen findet ein Verlust des Selbst statt, wenn die im Internet auf Dauer hinterlassenen Spuren verschiedenen fremden Handhabungen unterworfen und der eigenen Kontrolle entzogen sind oder gar von anderen dazu benutzt werden, das Subjekt zu bestimmen.

Ein Beispiel für einen solchen Prozess sind die auf sozialen Netzwerkseiten oder Blogs hinterlassenen Spuren, die lange Zeit im Netz verbleiben, ohne dass das Subjekt sie löschen kann. Die digitalen Spuren (Aussagen über »feuchtfröhliche« Abende, persönliche Fotos, vergangene Liebesbeziehungen, Sexualität, intime Bekenntnisse, »jugendliche« politische Aktivitäten) holen die Personen manchmal viele Jahre später wieder ein [...]. Da die im Netz hinterlassenen persönlichen Aussagen bisweilen so intim sind wie Tagebuchnotizen, die früher in einem versteckten Koffer verbannt blieben, kann der öffentliche Gebrauch dieser Angaben schwerwiegende Konsequenzen für das betreffende praktische Selbst haben. Die heutige Möglichkeit, erlebte Erfahrungen und vergangene Tätigkeiten auf Internetplattformen langfristig zu speichern, läuft darauf hinaus, die Personen im Hinblick darauf zu bestimmen, was sie waren oder was sie getan haben, indem jede Möglichkeit des Andersseins oder Anderswerdens verneint wird [...]. Der gleiche Prozess findet bei Suchmaschinen und Softwareprodukten statt, die aus den hier und dort im Netz verstreuten Angaben über eine bestimmte Person digitale Profile erstellen: Sie basieren auf der Zusammenstellung all dieser Angaben und ergeben ein arithmetisches Profil, das nicht viel mit dem praktischen Lauf des Lebens der betroffenen Personen zu

tun hat.

Verlust des Anderen

Ein anderes Entfremdungsphänomen, das man auf digitalen Plattformen beobachten kann, ist der Verlust der Beziehung zu den anderen. In diesem Fall konzentriert sich die Entfremdung nicht auf die persönlichen digitalen Daten, sondern auf die technisch vermittelte soziale Beziehung, die die Nutzer mit ihren Online-Partnern unterhalten. Die positive Rückmeldung anderer Teilnehmer durch deren Online-Aktivitäten ist ein Ausgangspunkt von Anerkennungsbeziehungen im Rahmen der digitalen Interaktion: Hier sollen die Benutzer ein aufrichtiges, von egoistischem Kalkül freies Verhältnis auf Seiten ihrer Interaktionspartner voraussetzen können. Das Entfremdungsphänomen zeichnet sich dadurch aus, dass das Selbst sich fremd wird, weil die für den Selbstbezug notwendige wechselseitige Beziehung zu anderen verhindert wird. Entfremdung heißt in diesem Fall, sich in den anderen nicht mehr wiedererkennen zu können, weil diese potentiell feindliche und manipulative Fremde geworden sind [...]. Ohne Beziehung zu anderen wird das Subjekt auch der Möglichkeit enteignet, einen Selbstbezug zu entwickeln.

Gewisse Internetseiten begünstigen zum Beispiel die Quantifizierung von Internetlinks und Kontakten oder die Akkumulation digitaler »Freundschaften«, indem sie die Anzahl der »Freunde«, Kontakte oder Kommentare berechnen [...]. In diesem Fall wird dem Nutzer ein bestimmtes Handlungsprogramm angeboten, über das er mit anderen in »strategische« Beziehungen eintreten soll. Sie werden nicht als Online-Partner, sondern als »Unterstützer« des »digitalen Ansehens« des Nutzers behandelt. Es geht nicht darum, sich den Kontakten anzunähern und mit ihnen gemeinsam etwas zu entwickeln, sondern sie als »Instrumente« des Selbsterfolgs zu »benutzen«. Dadurch bleiben die anderen entfernt und »fremd«, was allerdings für den Erfolg dieser strategischen Beziehungen notwendig ist. Hier wird die digitale Beziehung auf das strategische Kalkül reduziert und in ein rein in-

strumentelles Verhältnis verwandelt. Wenn aber ein Nutzer die anderen nur dazu in Dienst nimmt, sein »quantitatives Online-Ansehen« zu steigern, verliert er die Möglichkeit einer »gelingen« Intersubjektivierung als praktisches Selbst mit dem digitalen Selbst. Denkt man hier konsequent weiter, bedeutet dies, dass der digital mediatisierte Verlust der Anderen untrennbar auch den Verlust des Selbst zur Folge hat.

Verlust des Kollektivs

Ein drittes Entfremdungsphänomen zeigt sich, wenn die Nutzer nicht mehr in der Lage sind, sich mit ihren digitalen Aktivitäten in einem kollektiven normativen Handlungsraum wiederzuerkennen. Hier handelt es sich nicht um einen Verlust des Selbst aufgrund digitaler Spuren oder zerstörter Beziehungen, sondern um eine problematische Teilnahme an digitalen Handlungsräumen. Die Entfremdung nimmt die Form einer Unfähigkeit an, in der digitalen Welt einen positiven Handlungsraum zu finden.

Zwei Aspekte dieser Entfremdung sollen erwähnt werden. Die Entfremdung besteht erstens darin, dass der als digitales Selbst handelnde Nutzer sich in einem digitalen Sozialraum nicht erkennen kann, weil ihm die Handlungsnormen fremd sind. Dies findet beispielsweise statt, wenn Benutzer digitaler Plattformen in einer Art und Weise handeln müssen, die sie als unpassend, irrelevant oder gar widerwärtig empfinden. Typisch ist die Erfahrung eines Internetnutzers, der auf einer Online Dating-Seite sein persönliches Profil sorgfältig einrichtet, sich dabei aber in einem Beziehungsraum, in dem er sich gewissermaßen »verkaufen« muss, äußerst fremd fühlt. Als in diesem Raum handelndes Subjekt sieht er sich genötigt, sich wie eine »andere Person« zu verhalten. Oft können individuelle Nutzer sich nicht weiter innerhalb dieser digitalen Räume bewegen, weil sie ihnen so fremd sind, dass es ihnen nicht möglich ist, einen sinnvollen gemeinschaftlichen sozialen Handlungsraum zu bilden [...]. Entfremdung betrifft hier das normative Sozialitätsmodell, an dem der Teilnehmer als digitales Selbst sich notwendigerweise aktiv

orientieren muss.

Entfremdung findet, zweitens, statt, wenn – gerade umgekehrt zur ersten Form – der Nutzer sich als digitales Selbst von den Handlungsräumen radikal involvieren lässt. In diesem Fall sind die digitalen Aktivitäten so intensiv und umfassend, dass die Nutzer kaum noch in der Lage sind, sinnvolle Unterscheidungen zwischen ihren praktischen und ihren digitalen Aktivitäten zu treffen [...]. Dies passiert zum Beispiel bei exzessiven Benutzern von Diskussionsforen, Dating-Seiten oder Online-Computerspielen. Hier wird dem Subjekt nicht nur das Unterscheidungsvermögen zwischen praktischen und digitalen Interaktionen entzogen, sondern auch jeder »mündige« Selbstbezug. Das praktische Selbst wird in einer Art »pathologischer Virtualisierung« gefangen, so dass es nicht mehr fähig ist, ein gelungenes Verhältnis zum digitalen Selbst zu entwickeln.

In diesem Sinne kann man von einem Verlust des Selbst durch den Verlust der kollektiv geteilten digitalen Welt sprechen, weil – im ersten Fall – das praktische Subjekt sich nicht in diesem kollektiven normativen Handlungsprogramm erkennen kann oder weil – im zweiten Fall – das digitale Selbst so tief in die kollektiv geteilten normativen Aktivitäten verstrickt ist, dass das praktische Selbst sich tendenziell auflöst.

Schluss

In Anbetracht des zunehmenden Gebrauchs digitaler Plattformen wird das digitale Selbst für die Art und Weise, wie die Subjekte sich auf sich selbst, auf andere und auf die soziale Welt beziehen, eine wachsende Rolle spielen. Es ist schwer zu sehen, was diese Entwicklung aufhalten sollte. Angesichts dessen sollte man jedoch weder in eine radikale Kritik der Internettechnologie verfallen, die darin ausschließlich einen Ort des Untergangs der Kultur und der wachsenden Entfremdung sieht [...], noch im Gegenteil einen technologischen Optimismus verkünden, der nur die Ausweitung von Handlungsspielräumen feiert. Stattdessen erscheint es mir angemessener, einen differenzierten kritischen

Ansatz zu entwickeln, der es uns erlaubt, die Ambivalenzen dieser neuen Interaktions- und Sozialisationssphäre genauer in den Blick zu nehmen. [...]

MARK GREIF

WeTube

»Liebling, was kommt heute Abend Schönes auf YouTube?« Leute, die tanzen. So viel ist sicher. Ich habe *bootie dancing* gesehen (es gibt auch die Schreibweise *booty dancing* für diese Form des Bauchtanzes mit einem tiefer gelegenen Körperteil). Ich habe *breakdancing* gesehen. Ich habe sogar tanzende Vögel gesehen (der bekannteste von allen ist ein Gelbhaubenkakadu, der zu den Backstreet Boys eine Art Cancan aufführt). Ich bin wirklich kein sonderlicher Tanz-Afficionado, aber irgendwie lande ich auf YouTube immer bei tanzenden Menschen oder Tieren. Man geht auf die beliebteste nicht pornografische Video-Upload-Website der Welt und klickt sich durch all die labyrinthischen Unterportale, die einem den Weg weisen sollen. »Videos, die andere Nutzer gerade ansehen«, »Beliebteste Videos«, »Gesponserte Videos«. Damit beginnen zwangsläufig Stunden eines Zustands, den ein Freund von mir »Klick-Trance« nennt. Und was bekomme ich dort in Endlosschleife zu sehen? Musik und tanzende Leute. Sechsjährige, die zu Hardstep tanzen. Kinder im Grundschulalter, die in ihren Wohnzimmern unfassbare Schrittfolgen bei »Dance Dance Revolution« hinlegen. Und immer wieder Erwachsene: Leute, die auf Pool-Partys tanzen, auf Partys mit improvisierten Gartenrutschbahnen, auf Sylvester-Partys. Natürlich habe ich auch den beliebtesten YouTube-Clip überhaupt gesehen, »Evolution of Dance«. Während ich diese Zeilen schreibe (also irgendwann im Jahr 2008), ist dieser langjährige Inhaber des Titels des am häufigsten gesehenen YouTube-Clips aller Zeiten bereits 72 Millionen Mal über den Bildschirm gelaufen: Ich bin mir sicher, dass ich nur für zehn Aufrufe verantwortlich bin. Und den-